



Leseprobe aus: Böhnisch, Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-3410-3

© 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3410-3>

Teil I

Die psychodynamische Sphäre der Lebensbewältigung

Kapitel 1

Warum tun die das? –

Warum brauchen die das?!

Es ist immer wieder dasselbe. Ein Junge macht mitten im Unterricht Faxen, gibt den Kasper, zeigt der Lehrerin den Stinkefinger. Die Klasse johlt. Die Lehrerin ist überrumpelt, scheint hilflos. Der Schüler, der sonst als leistungsschwach gilt, ist nun für drei Minuten oben, fühlt sich als der King. Was tun mit dem Jungen? Zum Schulpsychologen, in die Sonderzone der Schulsozialarbeit? Auf ihn einzureden nützt nichts. Er hat ja seinen Auftritt genossen. Wenn aber nichts mit ihm geschieht, wird sich die Szene in immer kürzeren Abständen wiederholen. Schnell hat er das Etikett des notorischen Störers weg. Manche sagen sogar, er sei „auffälligkeitssüchtig“.

Auf ihn einzureden, es ihm vorzuhalten fruchtet deshalb nicht, weil im Jungen dieses erlebte Hochgefühl noch nachlebt, er davon nicht runterwill. Er hat ja sonst nichts anderes, um auf sich aufmerksam zu machen. Es war auch nicht bewusst geplant, es ist in ihm aufgestiegen. Ein geiles Gefühl, so im Mittelpunkt zu stehen. „Anerkennung“ durch Auffälligkeit. Unbewusst aus einem leibseelischen Antrieb der Selbstbehauptung heraus.

Deshalb müssen wir die richtigen Fragen stellen. Nicht: Warum tut er das? Das führt schnell ins Normative, und dagegen ist er ja scheinbar gefeit. Vielmehr müssen wir fragen: Warum *braucht* er dieses Verhalten?! Hat er denn keine andere Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen, Anerkennung zu bekommen? Die Schule bietet sie ihm wohl nicht. Uns verstört auch die Lust, die der Junge bei seinem auffälligen Auftritt zeigt, das Hochgefühl, seinen Frust vor anderen an anderen auslassen zu können. Kein Unrechtsbewusstsein. Deshalb müssen wir auf die Botschaften achten, die hinter diesem Verhalten stecken: in der Schule wenig Anerkennung, zu Hause oft sich selbst überlassen.

Selbstbehauptung und Hilferuf gehen in eins über. In dieser Verstörung begegnen wir auch dem jungen Migranten in Jürgen Leinewebers Film „Jung und böse“, der, von der Schule gefrustet, den Nächsten, den er auf der Straße antrifft und den er als schwächer einschätzt, anmacht und vielleicht sogar zusammenschlägt. Er hat das gebraucht, sagt er, es hat ihn entspannt. Er würde es wieder tun.

Viele dieser Fälle führen zurück in die Familie. Zu Vätern, die von Problemen ihrer Kinder nichts wissen wollen, zu Müttern, die überfordert sind. Meist sind es ja die Mütter, die der Beziehungsanker im familialen Sorgenalltag sein müssen. Wenn sie aber diesen Druck nicht mehr aushalten können, weil man mit innerer Hilflosigkeit nicht leben kann, dann ist ihnen oft der Weg nach außen versagt. Dann richten sich die aufgestauten Aggressionen gegen sie selbst. Autoaggressives Verhalten und entsprechende Akte findet man deshalb in den Statistiken überwiegend bei Frauen: Medikamentenmissbrauch, Selbstverstümmelungen, aber vor allem auch Depressionen, in denen man sich selbst stillstellt.

Frauen, die sich immer wieder zurücknehmen. Eine Sozialarbeiterin erzählt von einer Frau, die unter wiederholten psychischen Störungen leidet und deshalb krankgeschrieben wird. Dennoch hat die Frau den Eindruck, dass sie von ihrer Chefin, der sie das mitteilt, unausgesprochene Signale erhält: Wenn du die nächsten Tage nicht kommst, kann ich dir – bei unserer derzeitigen betrieblichen Situation – nicht garantieren, dass wir dich behalten können. Die Frau spürt, dass ihr die Krankentage guttäten, sucht die Autorität der Ärztin und hat gleichzeitig nicht nur Angst, dass ihr eventuell gekündigt wird, sondern diese Angst verquickt sich mit dem Verständnis für die Lage der Chefin und des Betriebes. Die Frau nimmt alle Schuld auf sich: dass sie krank ist, dass sie den Betrieb im Stich lässt, dass sie am besten gar nicht auf der Welt wäre. Sie nimmt noch mehr Medikamente.

Ein weiteres Fallbeispiel aus der Familienhilfe: Vernachlässigung. Die Mutter kommt aus einer Familie, in der sie wenig Zuneigung und Anerkennung erfahren hat, von Eltern, um die sie sich aber nun mit deren zunehmendem Alter kümmern muss und, aus ihrem Verständnis der Frauenrolle heraus, auch kümmern will. Die Liebe, die ihr entgangen ist, sucht sie nun bei ih-

rem Kind, spürt aber, dass sie überfordert ist, keine richtige Mutter sein kann. In der gleichzeitigen Sorge um die Eltern und dem Schuldgefühl, keine gute Mutter sein zu können, kann sie ihre Sorge um sich selbst nicht ausleben und versinkt deshalb in Depressivität. Auch hier wieder weibliche Bedürftigkeit – es ist ihr verwehrt, eine gute Mutter zu sein, obwohl sie es gern möchte – und der Zwang, sich selbst noch mehr zu belasten.

Und dann die Mädchen, die in Notdiensten Zuflucht suchen, weil sie sich aus ihrer Familie getrieben fühlen. Die mit sich, mit ihren Versagensängsten und ihrem Körper nicht zurechtkommen, von Eltern bedrängt, die sie nicht verstehen können oder wollen. Mit einer Mutter, die sie überfürsorglich und zugleich schuldgedrängt umklammert und zudeckt, einem Vater, der von Problemen in „seiner“ Familie nichts wissen will. Sie fühlen sich dann selbst schuldig, hassen sich dafür, Essstörungen sind nicht weit.

Aus Frauenhäusern wird von geschlagenen Frauen berichtet, die sich nicht wehren, die eher die Schuld bei sich selbst suchen, es nach innen wegdrücken, wo es dann weiterschwelt. Männer die ihre Frauen geschlagen haben, beteuern vor Gericht oder in der Beratung meist, dass sie wohl einen „Aussetzer“ hatten, sie liebten doch ihre Partnerin. Nun kommt bei der häuslichen und – weitergehend – sexuellen Gewalt von Männern das dazu, was man als „Bedürftigkeit“ bezeichnet: Man hält es nicht aus, dass einem die Partnerin Gefügigkeit verwehrt, worauf man als Mann doch ein Recht zu haben glaubt. Männliche Bedürftigkeit ist in Zonen häuslicher Gewalt immer anzutreffen.

In den Männerberatungsstellen tauchen sie immer häufige auf: Männer als Verlierer von Ehescheidungsprozessen, bei denen es darum geht, wem die Kinder zugesprochen werden. Die Fronten sind längst klar. Der Mann – in Sachen Vormundschaft faktisch immer noch benachteiligt – aktiviert gegenüber seiner Frau maskuline und sexistische Gefühle, die er während der Ehe nie kannte. Der früher partnerschaftlich-empathische Gatte einer gleichberechtigt ausgehandelten Beziehung stürzt nun in das dunkle Loch der Hilflosigkeit, aus dem ihm die bisherigen Beziehungsmuster nicht mehr heraushelfen. Um aus dieser Hilflosigkeit herauszukommen, klammert er sich an das verborgene „archaisch Maskuline“ in sich, das ihm seiner Empfindung nach

noch als Einziges bleibt und ihn stärkt: Die Frau wird auf einmal abgewertet, die Kinder werden zum väterlichen Besitz deklariert. Der Mann hat alle Leidensstationen – Feindschaft zur Frau, Spaltung des Freundeskreises, Anwalt – hinter sich, die Männerberatung, so widerwillig er dem Tipp folgt, ist die letzte Möglichkeit. Er sucht Lösungen und will doch Bestätigung. Er versucht, den Berater in seine Version einzustimmen, Hilflosigkeit, die er nicht verbergen kann, und Dominanzstreben beherrschen gleichzeitig die Szene. Der Mann führt einen Kampf um Prinzipien, gegen Frauen, gegen das Unrecht, das Männern zugefügt wird, letztlich einen Kampf gegen sich selbst. Er muss stark sein, und die Hilflosigkeit, die alles aus ihm heraus antreibt, darf nicht sichtbar werden – Hilflosigkeit wäre gerade jetzt Schwäche.

Gehen wir aus der Familie heraus auf die Straße. StreetworkerInnen versuchen, Cliques zu befrieden. Cliques halten oft durch provokante Aktionen zusammen. Man beweist sich gegenseitig. Ausgrenzung anderer schafft Zusammenhalt. Das zeigt sich im kleinen Gruppenleben des Alltags genauso wie in den Extremsituationen der Gewalt. Jungen, die mit ihrer Hilflosigkeit nicht zurechtkommen, werden von solchen Cliques magisch angezogen. Sie erhalten Selbstwert, Anerkennung und Wirksamkeit als Gruppenmitglieder, die Gruppe wird zum emotionalen Rückhalt und zur Rechtfertigung ihres Verhaltens.

Was bei der Begegnung mit gewalttätigen Jugendlichen immer wieder überrascht, ja verstört, ist ihre offensichtliche Lust an der Gewalt. Es überkommt sie wie ein Schauer und danach macht sich Entspannung und Wohlgefühl bei ihnen breit. Einer der jungen Männer in Leinwebers Film sagte: „Wie nach einem Orgasmus.“ Der Körper übernimmt die Regie, eine somatische Dynamik, wie sie in der Stressforschung immer wieder beschrieben wird. Das versperrt den pädagogischen Zugang. Aufklären, die Jugendlichen mit ihrer Tat konfrontieren wollen, geht erst einmal gar nicht. Sie haben ja das für sie Positive, Entspannende am eigenen Leib gespürt. Sie haben Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die Umwelt hat Wirkung gezeigt. Und jetzt kommen die aus der Sozialarbeit und wollen ihnen das nehmen, ins Negative, ja Verabscheuungswürdige drehen. Diesem Misstrauen begegnen SozialarbeiterInnen oft.

Immer dort, wo Menschen die soziale Orientierung verloren haben, sich wertlos fühlen und keine soziale Anerkennung bekommen, wo sie wenig Möglichkeiten haben, etwas zu bewirken, auf sich aufmerksam zu machen und – vor allem – ihre innere Hilflosigkeit nicht aussprechen können, setzt ein somatisch angetriebener psychosozialer Bewältigungsmechanismus der Abspaltung ein, der antisoziale oder selbstdestruktive Züge annehmen kann und die Betroffenen zur Klientel werden lässt. Ob das nun in überforderten Familien passiert, die nicht mehr der Lage sind, ihren Alltag zu regeln und sich dadurch sozial isolieren, bei Kindern, die an der Schule scheitern, bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, denen der soziale Übergang nicht gelingt, bei Erwachsenen, die die Arbeit verloren haben oder von den Umbrüchen der Arbeitsgesellschaft überfordert, die von Armut und sozialem Ausschluss bedroht sind oder von Beziehungsverlusten heimgesucht werden – überall wirkt dieser Grundmechanismus.

Wenn ich im Folgenden immer wieder den international gebräuchlichen Begriff ´antisozial´ (antisocial personality disorder) verwende, so verstehe ich ihn wie den bei uns auch üblichen Begriff ´dissozial´. Damit werden in der sozialpädagogischen Literatur Menschen bezeichnet, die nicht (mehr) in der Lage sind, nach sozialen Regeln zu leben, sozialen Pflichten nachzukommen, die oft bindungsschwach sind, sich schwer in andere hineinversetzen können, andere eher abwerten, darüber kein Unrechtsbewusstsein entwickeln können und ihr Verhalten zu ihrem aktuellen Vorteil zu rationalisieren versuchen. Gewalt ist zwar immer wieder im Spiel, eher aber aggressive Haltungen (auch gegenüber SozialarbeiterInnen), oft aber regressives (Rückzugs-)Verhalten.

Wir müssen aber nicht in den Zonen der sozialen Ausgrenzung oder des antisozialen Verhaltens bleiben. Auch im Alltag der Jugendarbeit, in den Jugendzentren und Jugendprojekten geht es vielen Jugendlichen darum, auf sich aufmerksam zu machen, anerkannt zu werden. Deshalb schätzen sie auch die Projekte, in denen sie mitmachen, sich zeigen können. Vielen Verantwortlichen der Jugendförderung ist noch gar nicht so richtig bewusst, dass gerade die offene Jugendarbeit nicht nur Freizeitort, sondern auch Bewältigungsort ist, wo den Jugendlichen, sozialer Druck weggenommen wird, wo sie zu sich kommen, ihre Befindlichkeit

anzeigen und aussprechen und prosoziale Bezüge aufbauen können. Ein Ort der Alltagsberatung, wenn man Beratung als Hilfe versteht, innere Bedrängnis und Hilflosigkeit zu thematisieren. Das kommt vor allem Jungen zu zugute, die es oft schwer haben, das was in ihnen ist, auszusprechen und daher leicht unter Druck geraten, dass was sie im Inneren bedrängt, nach außen aggressiv zu kompensieren. Davon profitieren aber auch die Mädchen, die sich in entsprechenden Jugendprojekten eigene Räume aneignen, eigene Öffentlichkeiten schaffen und sich nicht dauern zurücknehmen müssen (vgl. Kap.3). Jugendarbeit wird damit auch zum sozialen Bildungsort, an dem Lebenskompetenzen vermittelt werden. Seine innere Bedrängnis aussprechen und sich in andere hineinversetzen können, gehört zu den basalen Lebenskompetenzen. Das läuft alltäglich ohne großes Aufsehen ab und man möchte der Jugendarbeit raten, diese Seite ihrer jugendpädagogischen Bedeutung stärker öffentlich zu machen.

Auch sonst überwiegen die eher stillen Beispiele in der Sozialen Arbeit. Die alltägliche Begleitung, die SozialarbeiterInnen für sozial gescheiterte und sozial resignierte KlientInnen organisieren, fällt kaum auf. Und doch läuft auch hier eine ähnliche Dynamik ab, wie in den markanten Fallbeispielen: das Streben der Betroffenen in ihrer Hilflosigkeit, trotz allem etwas wert zu sein, irgendwie doch anerkannt zu werden, sich nicht aufzugeben. Dass dies nicht, wie in den lauten Beispielen, in Selbsterstörung oder sozialer Aussichtslosigkeit mündet, sondern aussprechbar, beziehbar und darin bewältigbar bleibt, dass der Abspaltungsdruk genommen, die antisoziale Kompensation aufgelöst werden kann, beschreibt den Zugang und die Leistung der Sozialen Arbeit.